

Sozialistische HeldInnen

Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR

Tagung in der Villa Decius in Krakau,
13. bis 16. September 2001

Silke Satjukow, Rainer Gries

Es war Freitagabend, der 18. Oktober 1963, zwei Tage vor der Volkskammerwahl der DDR. Vor wenigen Tagen erst hatten die Chemnitzer den „Tag der Republik“ mit Propagandareden, Festschmaus und Tanz feierlich begangen. Nun versammelten sie sich wieder auf dem Zentralen Platz der Stadt. Fackeln beleuchteten die Wartenden. 120.000 Menschen waren gekommen, um Valentina Tereschkowa, die „erste Frau im Weltall“ willkommen zu heißen. Als diese nach langer Zeit des Wartens endlich einfuhr, schrie die Menge begeistert auf, jeder wollte einen Blick auf die als spröde geltende Kosmonautin werfen. Nun stand sie im weichen Feuerschein und sah ganz anders aus als auf den zahlreich veröffentlichten Bildern. Sie war sehr schön an diesem Abend in Chemnitz, weiblich, klug. Und als sie am Ende ihrer kurzen Rede rief: „Da, ja kommunistka!“ – Ja, ich bin Kommunistin! –, verstanden es die Chemnitzer auch ohne Dolmetscher. Es schien plausibel für eine Frau wie Valentina, die – fast wie es in Märchen erzählt wird – zur Heldin des Sozialismus wurde.

Valentina Wladimirowna Tereschkowa wurde 1937 als Tochter von Kolchosbauern in einem kleinen Dorf namens Maslennikowo geboren. Wie andere Komsomolzen interessierte sie sich für das Fallschirmspringen, auch wenn dies traditionell eher als Männersport galt. Frauen schien zu dieser Zeit vieles möglich, das erlebte Valentina nicht zuletzt im heimischen Textilbetrieb, wo sie als Weberin tagein tagaus neben Männern arbeitete. Als das Kosmonautenausbildungszentrum im berühmten „Sternenstädtchen“ bei Moskau Anfang der 60er Jahre weibliche Kosmonautinnen suchte, meldete sich die junge, ambitionierte Valentina. Staatschef Chruschtschow persönlich hatte auf das nun anlaufende „Frauenprogramm“ gedrängt, schließlich wollte man den Amerikanern, die seit 1959 im Rahmen des WISE-Projektes (*Woman in Space Education*) Astronautinnen trainierten, in nichts nachstehen. Außerdem meinte Chruschtschow, nachdem ihm das Funktionsprinzip der vom Insassen nicht steuerbaren Wostok-Kap-

sel erklärt worden war: „Wenn die Kosmonauten nichts tun können, um ihre Mission zu beeinflussen, dann kann auch eine Frau als Kosmonautin fliegen.“¹ Nach Sputnik, dem ersten Erdrabanten, nach Juri Gagarin, dem ersten Mensch, nun Valentina, die erste Frau im All.

Valentina Tereschkows 71-stündiger Flug, gestartet am 16. Juni 1963 um 12.30 Uhr Moskauer Zeit, wurde selbst für die Verantwortlichen ein unerwarteter Erfolg. Atemlos saßen die Menschen vor den Fernsehbildern und lauschten der weichen Frauenstimme, die aus dem Weltall zu ihnen drang: „Ich bin Tschaika (deutsch: Möwe, Valentinas Flugname, S.S.)! Sehe den Horizont. Ein blauer Streifen. Unsere Erde – wie herrlich ist sie doch!“ Medien auf der ganzen Welt suchten sich in ihrer Berichterstattung zu übertrumpfen. Ihr widmeten zahlreiche Poeten Gedichte, Künstler malten sie, Komponisten schufen enthusiastische Hommagen. Sie, das stand fest, war eine einzigartige Frau und – dies vergaßen weder die Sowjetunion noch ihre Bruderländer zu betonen – sie war Kommunistin.

Wohl nicht zufällig fand zur gleichen Zeit in Moskau der Weltkongress der Frauen statt. Unmittelbar nach ihrer Landung hielt Valentina vor den versammelten Deputierten eine Rede; die anschließenden stehenden Ovationen galten allein ihr. Wer der hier Anwesenden wollte nicht sein wie Valentina? Sie schien zum Sinnbild moderner Weiblichkeit geworden zu sein. Das bezeugten auch die – für sowjetische Verhältnisse – geradezu geschwätzigten Medien: Die Kosmonautin, hieß es da, interessiere sich für zeitgenössische Ereignisse der Musik genauso wie für das Theater, die Literatur und die bildende Kunst. Sie verabscheue abstrakte Malerei. Ihre Lieblingsschriftsteller seien Tolstoj, Makarenko und Scholochow. Noch am Abend vor dem Start habe sie in einem Buch von Stefan Zweig gelesen. Nicht zuletzt als Sowjetbürgerin und als Mitglied der KPdSU, resümierten vor allem die Propagandisten, war es ihr möglich gewesen, nach sieben Jahren Volksschule ein Studium der Techniken zu absolvieren und im Fachgebiet Astronautik zu promovieren. Neben all diesen Verpflichtungen galt die fürsorgliche Ehefrau und Mutter immer noch als eine attraktive Frau mit Sinn für Mode, Kosmetik und schöne Frisuren. Valentina Tereschkowa, die Heldin des Kosmos, gereichte in all diesen Erzählungen zum sozialistischen Mustermenschen.

Die Chemnitzer hatten also durchaus einen Grund dafür, sich an jenem Freitagabend auf dem Theaterplatz einzufinden und einen Blick auf diese Wunderfrau namens „Valja“ zu werfen. Dabei hat dieser Grund weniger mit staatsbürgerlicher Disziplin zu tun als vielmehr mit einer spezifischen menschlichen Wesensart: der Angst. Angst als Befindlichkeit des Unbestimmten lässt den Einzelnen wie auch die Gruppe vor allem die Geburt und den Tod als jene Grenzen deutlich werden, die sie mit Wissen nicht zu überschreiten vermögen.² Gemeinschaftsbildende Vorstellungen aber vermögen es, diese Grundspannung der menschlichen Selbst- und Welterfahrung zu kompensieren. Zu solchen Vorstellungen gehört die Antwort auf die Frage nach dem eigenen Ursprung

1 Zit. nach Rolf Engel, Rußlands Vorstoß ins All. Geschichte der sowjetischen Raumfahrt, Stuttgart 1987, 48.

2 Vgl. Emil Angehrn, Das Streben nach Sicherheit. Ein politisch-metaphysisches Problem, in: Hinrich Fink-Eitel u. Georg Lohmann Hg., Zur Philosophie der Gefühle, Frankfurt a. M. 1994, 218–243, 218ff.

ebenso wie Phantasien, den Tod zu überwinden. Das *corpus mysticum* der Gemeinschaft ist sowohl der Schoß, der die Lebenden gebiert, als auch die imaginierte Möglichkeit des Über-Lebens über den Tod hinaus.³ Es ist dieser unbedingte Wille der Gruppe zu überleben, welcher bei der Konstruktion von Helden eine große Rolle spielt. Bei diesem Über-Leben einer Gruppe geht es nicht allein um ein bloßes Weiterleben, darum also, dass die Gruppe den Toten durch Erinnerung ein Weiterleben sichert. Es geht vor allem um ein Über-Leben in einem zweiten Sinn, um die Partizipation an einem überindividuellen Leben. Es geht um die Sehnsucht nach einem Lebenszusammenhang, der über dem individuellen Leben steht, der das individuelle Leben in eine höhere Ordnung einbindet. Solch überindividuelles Leben erfüllt das eigene Leben mit Sinn. Es integriert das eigene, kleine Leben in ein geheiligtes Ganzes.

Gemeint ist hier die Angst des Einzelnen sowie der Gemeinschaft davor, nicht gewesen zu sein, oder schlimmer: nichts gewesen zu sein. Aus dieser Angst erklärt sich der Wunsch nach dem Außergewöhnlichen, der Wunsch, etwas Besonderes zu sein. Nun ist es in einer Gruppe aber nicht möglich, dass jeder Einzelne zu einem Helden wird, der mit der Aura des Außergewöhnlichen behaftet werden kann. Dann nämlich wäre das Außergewöhnliche normal und hätte damit seinen Sinn verfehlt. Auf keinen Fall also kann jedwede Person einer Gruppe als außergewöhnlich verehrt werden. Niemals kann jeder – gleich Valentina – in den Kosmos fliegen. Niemals kann jeder wie die sowjetische Partisanin Soja Kosmodemjanskaja als Partisanin den Märtyrertod sterben.

Die Kommunikation in der Gemeinschaft kann hierfür eine Lösung anbieten: Sie belegt grundsätzlich sich selbst als Gesamtheit mit dem Prädikat des Außergewöhnlichen, des Besonderen. Es genügt dann, wenn dieses Außergewöhnliche nur bei einigen wenigen Individuen, bei den Helden nämlich, sichtbar wird. Indem sie sich mit dieser Figur identifizieren, können die vielen nichtheroischen Individuen an der Substanz des kollektiven Heroischen teilhaben. Trotz der Tatsache aber, dass das Verlangen nach Heroismus ein Grundbedürfnis des Menschen ist, und dass es Helden in allen Gesellschaften gegeben hat, beginnt mit dem Aufbau des Sozialismus doch etwas Neues. Und dieses Neue spiegelt die Gesellschaft auch in ihren Helden wieder, weshalb sich diese bei vielen Ähnlichkeiten zum traditionellen Helden in einigen Merkmalen unterscheiden.

Den Kosmos sozialistischer Helden im internationalen Vergleich aufzuhellen, die Konstruktionsprinzipien dieser Gattung von Helden zu ergründen, ihr gesellschaftliches und kulturelles Leistungsvermögen zu erfragen, Konjunkturen und Krisen der Heldenmuster herauszuarbeiten, war die Aufgabe einer Tagung, die im September 2001 in der ebenso ansprechenden wie anregenden Villa Decius in Krakau stattfand: „Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR“.⁴ Auf dieser Tagung wurden zunächst exemplarisch Heldenkonstruktio-

3 Vgl. Peter Berghoff, *Der Tod des politischen Kollektivs. Politische Religion und das Sterben und Töten für Volk, Nation und Rasse*, Berlin 1997, 149ff.

4 Die Tagung wurde von Silke Satjukow (Historisches Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena) und von Rainer Gries (Institut für Geschichte der Universität Wien) ins Leben gerufen. Sie konnte in Kooperation mit dem Polnischen Institut Leipzig und der Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn

nen vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert rekonstruiert, um die Charakteristik des sozialistischen Helden des 20. Jahrhunderts von den Traditionen des bürgerlichen Helden absetzen zu können. Anfang des 20. Jahrhunderts gebaren die Große Sozialistische Oktoberrevolution und der nachfolgende Bürgerkrieg eine Vielzahl von heroischen Vorstellungen. Kämpferisches Pathos durchdrang ebenso die Rhetorik und Publizistik der Partei wie die staatliche Monumentalpropaganda, die Poesie der proletarischen Dichter sowie die Bilder und Plakate ‚linker‘ avantgardistischer wie ‚rechter‘ realistischer Künstler, das revolutionäre Theater und die theatralischen Masseninszenierungen. Man glaubte, dass es möglich sei, einen „sozialistischen Übermenschen“ zu schaffen.

Der interdisziplinäre und internationale Vergleich der Heldenerzählungen und ihrer kulturellen Leistungen in verschiedenen Gesellschaften unter sowjetischer Hegemonie vermochte zum einen, Aufschlüsse über den intendierten und den realen Transfer propagandistischer wie kultureller Muster innerhalb des Systems sozialistischer Parteien und Staaten zu geben. Zum anderen konnte mit dem Vergleich ein Verständnis für eigenwillige Aneignungsformen der Heldennarrative zwischen Anmutung und Zustimmung geweckt werden: Wieviel Eigenständigkeit in der Übernahme sowjetischer Kulturmuster vermochten sich die einzelnen Gesellschaften des „sozialistischen Welt-systems“ zu bewahren? Wieviel nationale Erzähltradition floss in die Gestaltung der Helden in der DDR, in Ungarn, der Tschechoslowakei und in Polen ein? Die Helden wurden demnach vor dem Referenzhorizont ihrer jeweils nationalen Gegebenheiten vorgeführt und dokumentiert. Den Anfang machten die sowjetischen Helden, was sowohl der Chronologie wie dem Hegemonieanspruch des sowjetischen Vorbildes geschuldet ist. Es folgten die Helden der DDR, deren besondere Rolle im zunächst besetzten und dann geteilten Deutschland deutlich wurde. Die Helden der Volksrepublik Polen blieben nationalen Traditionen, vor allem derjenigen des „Helden in Uniform“ treu. In Ungarn dagegen scheint der tradierte Heldenhimmel ähnlich rigoros wie in der DDR nach dem Weltkrieg ‚gesäubert‘ worden zu sein; wohingegen in der Tschechoslowakei immer eine höchst eigenwillige Aneignung zumindest der sozialistischen Helden zu konstatieren ist – bis hin zu einem „sozialistischen Helden“ eigener Art wie Jan Palach.

Die Tagung hat somit eine differenzierte vergleichende Phänomenologie des „sozialistischen Helden“ ermöglicht. Die Ergebnisse dieser *tour d’horizon* in Krakau lassen sich zu einer ersten Theorie des sozialistischen Helden verdichten. Dabei können die nachfolgend zusammengefassten Thesen nur ein vorläufiges Ergebnis darstellen, das es mittels vielfältiger exemplarischer Studien zu erweitern und zu systematisieren gilt.

Mit der ersten These treffen wir die gewichtigste Unterscheidung zwischen dem „traditionellen“ Helden und dem „sozialistischen Helden“: Der traditionelle Held galt als außergewöhnlicher Mensch, der durch seine Taten und sein Schicksal aus der

durchgeführt werden. Die finanzielle Förderung übernahmen dankenswerterweise die Fritz Thyssen-Stiftung in Köln und die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur in Berlin. Die Ergebnisse der Tagung sollen in zwei Bänden dokumentiert werden: in einem Band in polnischer Sprache und in einem Band in deutscher Sprache, der im Verlag Chr. Links Berlin 2002 erscheinen wird.

Menge seiner Zeitgenossen hervorragte. Die Gruppe wählte ihn stellvertretend für jedes einzelne, gewöhnliche Mitglied. Beim sozialistischen Helden dagegen ist dies anders. Maxim Gorki verwies schon Mitte der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts in seinem Aufsatz „Über den Helden und die Menge“ auf dieses Wesensmerkmal des „sozialistischen Helden“:

Für mich ist jede Menge eine Ansammlung von Heldenkandidaten. Für die Menschen ist es völlig gleichgültig, wer der Held ist: Max Linder, Jack the Ripper, Mussolini, ein Boxer oder ein Zauberer, ein Politiker oder ein Pilot – jeder einzelne aus der Menge will sich an der Stelle oder in der Lage eines dieser Leute sehen, die es fertiggebracht haben, aus dem dichten Dunkel des alltäglichen Lebens herauszuspringen. Der Held ist so etwas wie ein irrlichterndes Flämmchen über dem zähen Sumpf des Alltäglichen, er ist ein Magnet, der eine Anziehungskraft auf alle und jeden ausübt, der nicht nur ein passiver Zuschauer der Ereignisse sein will, auf alle, in denen eine, wenn auch noch so schwache Hoffnung auf die Möglichkeit eines anderen Lebens brennt oder glimmt. Daher ist jeder Held ein soziales Phänomen, dessen pädagogische Bedeutung äußerst wichtig ist. Ein Held sein zu wollen heißt mehr Mensch sein zu wollen, als man ist. Eigentlich ist jeder Mensch in seiner Sphäre schon ein Held, wenn man nur aufmerksam in das dunkle Dickicht dieser Sphäre hineinschaut. Wir alle sind als Helden geboren und leben als solche. Und wenn die Mehrheit das verstanden hat, wird das Leben durch und durch heroisch werden.⁵

Hier wird der wichtigste Wesenszug des „sozialistischen Helden“ ausgesprochen: Jedermann kann ein Held sein. Präziser formuliert: Jeder Mensch ist gesetzmäßig zum Helden bestimmt. In jedem Einzelnen schlafen die Ahnung und die Fähigkeit, das Außergewöhnliche zu tun. Unter den Bedingungen des entwickelten Sozialismus, in naher Zukunft also, wird es den Menschen möglich sein, diese bisher nur gefühlte Sehnsucht und diese nur erahnte Fähigkeit auszuleben. Jeder kann nun zum Held wachsen.

Bis dies allerdings die Mehrheit internalisiert hat, braucht es – nach Gorki – einzelne Vorreiter. Die „Helden der Arbeit“ wie Alexej Stachanow in der Sowjetunion und Adolf Hennecke in der DDR machten es vor, und nur kurze Zeit später fanden sich zahlreiche „Aktivisten“, die den Vorbildern nacheiferten und deren Leistungen sogar übertrumpften. Wenige Wochen, nachdem Adolf Hennecke die Norm um 387% übererfüllt hatte, schaffte ein Freiburger Bergmann sage und schreibe knapp 1.100%. Und wie viele junge Pioniere trainierten emsig im Kosmonautenklub, um es dereinst Valentina Tereschkowa gleich zu tun. Den Gedanken Gorkis zu Ende geführt, bedeutete dies, dass die Gemeinschaft nicht mehr den einzelnen, herausgehobenen Helden als Stellvertreter der gewöhnlichen anderen Mitglieder verehren musste. Der Held als Kompensation gegen die Angst taugte damit nicht mehr, der Held verlor seinen ursprünglichen Sinn. Man wird anhand der vielfältigen Heldennarrative prüfen müssen, ob die Menschen solchen Verheißungen der Ideologen Glauben schenkten, ob sie letztlich bereit waren, auf diese Sicherheit vermittelnde Erzähl-Institution „Held“ zu verzichten. Und wenn dies der Fall war, was bedeutete es – langfristig gesehen – für den gewöhnlichen einzelnen Menschen, ein Held werden zu können respektive ein Held zu sein?

5 Maxim Gorki, Über den Helden und die Menge, in: Archiv Gor'kogo, 12, Moskau 1969, 113f.

Eine zweite These lautet: Der sozialistische Held hat ein verändertes Verhältnis zum biologischen oder zum sozialen Tod, als dies beim traditionellen Helden der Fall war. In traditionellen Gesellschaften stand der Held außerhalb der Gruppe. Nur so konnte er zum Vorbild aufsteigen. Von der Gemeinschaft ausgegrenzt sein, bedeutete hier zum einen Machtgewinn. Dies galt für Märtyrer und Heilige ebenso wie für Verbrecher oder Ketzer. Es bedeutete aber auch den sozialen, oft sogar den biologischen Tod. Ausgesondert wurde entweder durch räumliche Entfernung von der Gemeinschaft, durch normenwidriges Verhalten, normenwidrigen Stand oder normenwidrigen Zustand in der Gemeinschaft. Wir haben es mit verschiedenen und verzahnten Formen der Absonderung durch „Totstellung“ des Abgesonderten zu tun.⁶

Der Tod und die Todesbedrohung spielen bei der Propagierung des sozialistischen Helden – außerhalb von Sondergruppen wie der Armee – demgegenüber keine Rolle mehr. Der Tod wird dem Helden, anders als in traditionellen, anders als in der kaiserlichen und in der nationalsozialistischen Gesellschaft, anders auch als in der frühen stalinistischen Zeit, in einer entwickelten sozialistischen Gesellschaft nicht mehr abverlangt. Dieses Faktum scheint mehrere Ursachen zu haben: Einerseits spielt der vorangegangene Krieg mit seiner großen Opferzahl eine Rolle. Das Grauen und Sterben erfasste im Zweiten Weltkrieg, viel mehr als in allen Kriegen zuvor, die ganze Bevölkerung. Jede Familie hatte Opfer zu beklagen, nicht selten war man selbst unmittelbar Zeuge von Gewalttaten. Der Tod war entzauberte, schreckliche Wirklichkeit geworden. Andererseits war es ja nun nicht mehr der außergewöhnliche Mensch, derjenige also, der von der Gemeinschaft auf Grund seines Talentes auserwählt wurde, die Heldentat zu vollbringen – bis hin zum Tod. Jeder sozialistische Mensch, propagierten die Ideologen, werde in naher Zukunft ein Held sein. Jedem konnte freilich nicht zugemutet werden, seine Angst vor dem Tod zu überwinden.

Noch ein drittes Charakteristikum des sozialistischen Helden soll hier zur Diskussion gestellt werden. Es lässt sich unmittelbar mit dem zuvor Gesagten verknüpfen. Wenn der Held weder sozial noch biologisch tot ist, muss die Gesellschaft auch nach seiner Heldentat mit ihm umgehen. Er lebt als Mensch dann weiterhin in der Gemeinschaft. Indem der Held in traditionellen Gesellschaften aus der Gemeinschaft entfernt wurde, war es möglich, die authentische Figur – sofern es sie überhaupt gab – einem mythischen Paradigma anzugleichen, wobei der Zeitfaktor, das Vergessen des Individuell-Historischen eine entscheidende Rolle spielte. Für den sozialistischen Helden wie überhaupt für den modernen Helden stand diese erforderliche Zeitspanne, die in der Regel Jahrhunderte, zumindest aber Jahrzehnte dauerte, nicht zur Verfügung. An die Stelle des Vergessens musste nun ein moderner Mechanismus der Kommunikation treten: die intensive Propagierung des neuen Helden durch die Massenmedien.

6 Vgl. Hans-Peter Hasenfratz, Erscheinungsformen und Gestalten des „Heiligen“, in: Walter Kerber Hg., Personenkult und Heiligenverehrung, München 1997, 15–27, 19ff.